Nummer 359. XXVIII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Montag, 17. Juli 1899.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

* Der Haager Kongreß und die Dum-Dum-Geschosse.

In einem Punkte sind unsere blonden Vettern von jenseits des Kanals Allen über, nämlich in der Kunst der Heuchelei. Das hat sich wieder sattsam bei verschiedenen Fragen auf dem Haager Kongreß bewahrheitet. Einer dieser Punkte, auf den wir erst im Abendblatt vom Sonnabend hingewiesen haben, betrifft die sogenanten Dum-Dum-Geschosse und ihre verwandten Arten. Diese Geschosse bestehen aus einem Bleikern mit Nickelmantel; der letztere ist jedoch an der Geschoßspitze künstlich geschlitzt, so daß der Mantel beim Schießen sich spaltet und aufrollt, während der Bleikern sich vorschiebt und stark deformirt. Beide Deformationen haben geradezu schreckliche Verstümmelungen — von Verwundungen kann man, seitdem der verdiente Professor Bruns sein Schießversuche mit derartigen Geschossen veröffentlicht hat, nicht mehr sprechen — zur Folge. Alle Welt fand die Verwendung dieser Marterwerkzeuge inhuman, völkerrechtswidrig und war in der Entrüstung einig, daß sie von den Kriegsmitteln ausgeschlossen sein sollten. Die Engländer meinten aber, diese Geschosse dürften gegen „Wilde" angewendet werden. Sie haben damit kein Glück; im Haag beschloß man anders, trotz der englischen Motivirung, daß die Verwundungen durch Kleinkalibergeschosse im Kriege gegen die Afridis vielfach keine „Kampfunfähigkeit" der Getroffenen zur Folge gehabt hätten. Die Afridis seien, obwohl verwundet, häufig weiter gestürmt. Man sei deshalb auf den Gedanken gekommen, die Geschosse so einzurichten, daß der Gegner auch nur außer Gefecht gesetzt werde.

Neues wurde damit nicht vorgebracht, abgesehen davon, daß auch in europäischen Kriegen die Fälle nicht gerade zu den Seltenheiten gehören, daß Verwundete noch weiter kämpfen. Die Engländer waren aber auch so freundlich, die Jamesonsche Expedition mit Dum-Dum-Geschossen zu versehen. Demnach müssen sie die Boeren auch für „Wilde" gehalten haben. Sie versicherten noch bis vor Kurzem, die Dum-Dum-Geschosse würden nur in Indien hergestellt, trotzdem längst bekannt war, daß in Woolwich dieselben oder verwandte Geschosse angefertigt wurden, um im Kriege gegen die Boeren Verwendung zu finden.

Jetzt verbreiten dieselben Engländer einen lamentabelen Bericht, nach dem die Dum-Dum-Geschosse sich bei den Schießversuchen in Bisely nicht bewährt haben sollen. Danach soll der Bleikörper infolge der großen Laufhitze „geschmolzen" und „in aufgelöster Form aus dem Laufe gestoßen sein", während die „Nickelhülse darin häufig stecken geblieben" sei. Ein solches Geschoß wäre natürlich nur für den feuernden Soldaten gefährlich und könnte sein Ziel entweder gar nicht oder nur in unschädlicher Weise erreichen. Der feuernde Soldat könne, so sagten die Engländer, auch nicht erkennen, ob der Mantel des Geschosses im Lauf sitzen bleibe, daraus könnten leicht Explosionen entstehen u. s. w. In jedem Falle sei das Dum-Dum-Geschoß kriegsunbrauchbar.

Das wagt man noch zu drucken, nachdem die Dum-Dum-Geschosse ihre Kriegsbrauchbarkeit in so schrecklicher Weise dargethan haben, daß die ganze civilisirte Welt sich darüber entrüstet hat, ohne daß die Engländer nur mit den Wimpern gezuckt haben!

Wen glauben die Engländer mit solchen Märchen täuschen zu können? Ist denn die nicht mehr kleine Literatur über die Dum-Dum-Geschosse von lauter Irrenhäuslern geschrieben? Und seit wann beginnt man mit Schießversuchen, nachdem die Waffe schon Jahre lang im Kriege benutzt worden ist? Wie dem aber auch sei, die Engländer würden richtig gehandelt haben, wenn sie erklärt hätten: Die Opposition der Liberalen (Engländer) gegen die Dum-Dum-Geschosse ist begründet; das Dum-Dum-Geschoß gehört zu den verbotenen Sprenggeschossen; es darf in keinem Kriege benutzt werden, und deshalb stellen wir die Fabrikation ein und verbieten die Verwendung der Vorräthe. Das wäre ein ehrlicher Rückzug gewesen. Den aber will man scheinbar nicht. Man giebt sich den Anschein, als ob nicht die Haager Konferenz, nicht die Opposition im eigenen Lande die Ursache zum Nachgeben sei; das nur gar zu sehr als kriegsbrauchbar bekannte Geschoß muß deshalb plötzlich — kriegsunbrauchbar sein! Klug ist das nicht!

Ein Interview mit dem Fürsten Kara Georgewitsch.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Wir haben bereits in der heutigen Montagsausgabe darauf hingedeutet, daß die Freunde des Exkönigs Milan von Serbien annehmen zu können glauben, die Fäden der Verschwörung, die in dem neulichen Attentat zum Ausdruck kam, liefen in Genf zusammen, von wo aus sie angeblich der „Prätendent" Kara Georgewitsch dirigire. Unter diesen Umständen erschien es uns angezeigt, bei dem Fürsten selbst die Aufklärungen einzuholen, welche jene Aeußerungen auf ihren wahren Werth zurückführen. Der Fürst hat unserem Genfer Korrespondenten die nachgesuchte Unterredung gewährt, und dieser telegraphirt uns über den Verlauf derselben Folgendes:

XX Genf, 16. Juli.

Fürst Kara Georgewitsch hat mich sehr gut empfangen und war glücklich, sich in der Sache des Attentats gegen Milan durch eine große Zeitung aussprechen zu können. Er bedauert, daß man ihn bei dieser Gelegenheit genannt hat. Seit langer Zeit schon treibt er keine aktive Politik in Serbien. Er wartet ab, da er sicher sei, daß Milan durch seine Unvorsichtigkeiten die Dynastie Obrenowitsch zu Grunde richten werde, und dann werde die Zeit für die Kara Georgewitsch kommen. Milan sei der beste Agitator für die Kara Georgewitsch.

Der Fürst war immer gegen die Attentate, und das habe er auch vor Jahren schon in einer Proklamation seinen Anhängern gesagt: er wolle nicht, daß man den Thron seiner Ahnen mit Blut besprütze.

Was die Radikalen betrifft, so glaube er nicht, daß sie ein Interesse hatten, ihre Politik in diesem Augenblick zu ändern. Die Schwierigkeiten, welche Milan angehäuft hatte, seien zu groß, und er wäre bald genöthigt, sich vor denselben zu beugen.

In Lande herrsche Unzufriedenheit, die Finanzquellen seien erschöpft, der Kredit vernichtet; da sei es am besten, zu warten, und die Radikalen warteten.

Ein Attentat könnte nur den natürlichen Prozeß der Zersetzung aufhalten, und die Radikalen hätten kein Interesse daran.

Man solle auch nicht vergessen, daß es schon das fünfte Attentat seit dem Jahre 1880 sei. Für alle diese Attentate wollte man die Radikalen verantwortlich machen. Die Attentate haben sich aber alle, wenn nicht als Machinationen der Regierung, so doch als ganz persönliche Racheakte erwiesen, wie zum Beispiel das Attentat der Frau Ilka. Milan habe doch gar zu vielen Leuten etwas zu Leide gethan. Alles spreche dafür, daß das jetzige Attentat von der Polizei inszenirt sei. Wenn die Radikalen wirklich an ein Attentat dächten, so hätten sie im Lande Hunderte muthvoller Leute finden können, die es ausführen könnten, ohne irgend einen Komplicen zu nennen; man brauchte nicht zu einem solchen Vagabonden, wie Knezevitsch einer ist, seine Zuflucht zu nehmen, der bei der ersten Frage schon alle seine Mitschuldigen denunzirt hat. Das und viele anderen Momente, wie die Flucht des Attentäters, die rasche Einsperrung der Radikalen und die Ansprache des Königs Milan bewiesen zur Genüge, daß das Attentat nicht von den Radikalen komme. Milan wolle die Gelegenheit ausnutzen, um sich der Leute zu entledigen, die in dieser Zeit der allgemeinen Gährung und Unzufriedenheit für ihn gefährlich sein könnten.

Der Fürst hegt die Hoffnung, daß die europäische Presse und vor allem die liberale Presse durch ihre mächtige Stimme verhindern würde, daß so viele Leute unschuldig verurtheilt werden. Man solle nicht erlauben, daß hundert der besten Söhne Serbiens das Opfer einer unwürdigen Machination der Polizei werden.

Diese Ausführungen des Fürsten werden sicherlich in Serbien eingehend gewürdigt werden. Die europäische Presse hat indessen, vor der Hand wenigstens, keine Veranlassung und auch keine Möglichkeit, sich in diese ganz interne serbische Angelegenheit zu mischen.

* * *

Ueber den verhaftet gewesenen und dann des Landes verwiesenen Vetter des Fürsten von Montenegro, Bozo (auch Blazo) Petrowitsch wird uns in Ergänzung der Angaben in der heutigen Morgenausgabe noch Folgendes geschrieben: Er ist ein jüngerer Bruder des montenegrinischen Senatspräsidenten und Ministers des Innern, der vor zwei Jahren durch seine von ihm betriebene, vom Fürsten Nikolaus aber gemißbilligte und deshalb wieder zurückgezogene Kandidatur für den Gouverneurposten in Kreta viel von sich reden machte. Blazo galt von jeher als das enfant terrible der montenegrinischen Fürstenfamilie. Anfangs der siebziger Jahre studirte der jetzt Fünfundvierzigjährige in Paris, trieb es dort aber so toll, daß der Fürst, nachdem er wiederholt die von Blazo gemachten Schulden bezahlt hatte, ihn von Paris wieder nach Cettinje zurückberief, ohne daß Blazo seine Studien beendigt hätte. Nur schwer vermochte sich Blazo wieder in den beschränkten heimathlichen Verhältnissen zurecht zu finden, verkehrte aber viel in dem engeren Familienkreise des Fürsten und trug sich auch eine Zeit lang mit der Hoffnung, die älteste Tochter des Fürsten, Zorka, heirathen zu können. Damals zeichnete er sich ebenso durch seinen unermeßlichen Ehrgeiz wie durch seine große körperliche Gewandtheit aus. Im Laufen, Ringen und Springen — einmal sprang er 27 Fuß weit — kam ihm Keiner gleich. Seine tollen Streiche verscherzten ihm aber schließlich doch das Wohlwollen des Fürsten, und dieser wies ihm nach einigen Jahren das eine Tagereise von Cetinje gelegene Danilograd als Wohnsitz an, wo Blazo in halber Verbannung lebte. Sein unruhiger Geist verleitete ihn hier nach einigen Jahren des Stillebens, gegen den Fürsten zu konspiriren, worauf dieser ihn Ende der achtziger Jahre des Landes verwies. Blazo hat seitdem ein ziemlich abenteuerliches Leben in Serbien und Ungarn geführt, bald als Freund, bald als ein Feind des Königs Milan, dessen intimer Vertrauter er auch durch mehrere Jahre war.

* * *

Der Ausspruch des Fürsten Peter Kara Georgewitsch, daß es in Serbien mit der Dynastie Obrenowitsch zu Ende gehe, findet eine merkwürdige Illustration in einer in einem deutschen Verlage erschienenen Broschüre, „Aus der neuesten Hof- und Staatsgeschichte Serbiens". Darin wird allerdings nicht so sehr auf König Milan als auf den jungen König Alexander eine gut gehäufte Hand voll Steine geworfen. Letzterer wird als ein körperlich und geistig zerrütteter, dem Trunke ergebener Jüngling geschildert, der keine Frau finden kann, weil sein Gesundheitszustand ihm die Ehe unmöglich macht. Das Leben am serbischen Hofe wird in Farben gemalt, wie sie wenige realistische Maler auf ihrer Palette haben dürften. Die Beschreibung eines Hofballes, an dem der junge König so lange theilnahm, bis ihn seine fürsorgliche Mutter „mit eisernem Griff" am Arme faßte und hinausgeleitete, schließt mit den Worten: „Am anderen Tage veröffentlichte das Belgrader Amtsblatt die Verlustliste dessen, was am Hofball verloren wurde. Es ist überaus charakteristisch, was die Ballgäste des serbischen Königshofes verlieren; die Verlustliste wies auf: einen Damenhandschuh, eine leere Geldbörse, einen Maschettenknopf, einen Cylinder und ein — Damenmieder! . . . ." Die, wie bemerkt, in Deutschland erschienene Broschüre ist bisher von der Staatsanwaltschaft durchaus unbehelligt geblieben.

---

* Zu den gefährlichsten Verbreitern aller nur denkbaren reaktionären Anschauungen, gleichviel ob es sich um rein politische, rein gesellschaftliche oder um rein religiöse Fragen handelt, gehört das sogenannte **Familienblatt „Daheim"**, das ursprünglich mit Unterstützung der preußischen Regierung gegründet wurde, um als ein wirksames Gegenstück gegen die liberale „Gartenlaube" verwendet zu werden. Allerdings sind politische, soziale, konfessionelle Erörterungen aus den Spalten des „Daheim" verbannt. Aber die Ge-

---

Vom 14. Juli.

(Von unserem Korrespondenten.)

[Nachdruck verboten.] △ **Paris**, 15. Juli.

Das Nationalfest ist ohne Unfall verlaufen. Die Nationalisten hatten seit mehreren Wochen versucht, dem Publikum einzureden, daß die Regierung sich vor diesem Tage fürchtete. Ich glaube nicht, daß die Regierung sich gefürchtet hat, und ihre Furcht wäre auch sehr unbegründet gewesen. Die schönen Tage des patriotischen Entrüstungsveitstanzes sind wohl vorbei. Die große Menge hat gestern Abend in den Straßen von Paris harmloseren Tänzen sich hingegeben. Dieser 14. Juli war ein Volksfest, dessen Charakter durch die Politik nicht verdorben wurde, dieses Nationalfest war kein Nationalistenfest.

Man hat vor, während und nach der Truppenrevue „Es lebe die Armee!" gerufen, aber es ist ganz selbstverständlich, daß man in Paris am Tage der Truppenrevue „Es lebe die Armee!" ruft. Man hat das immer gethan, lange, ehe es eine Dreyfus-Affäre gab. Die Gegner der Revision, die Gegner Loubets und der Regierung wollten die Meinung erwecken, als sei auch gestern dieser Ruf gegen die Revision, gegen Loubet, gegen die Regierung gemünzt gewesen. Aber das ist eine sehr falsche, sehr tendenziöse Auslegung. Der Anblick parademäßig geputzter Regimenter, galoppirender Kavalleriezüge, fliegender Fahnen bringt den Pariser noch immer in Feuer, — er geräth in einen fast gerührten, sentimentalen Enthusiasmus und schreit „Hoch!", ohne sich viel dabei zu denken. Er denkt nicht gleich an die ganze Liste der Tagesfragen und Probleme, er gehorcht seiner momentanen Stimmung, er ist ein Verliebter, und die Verliebten fragen nicht bei allem, was sie thun, nach Gründen und Gegengründen.

Die gestrige Parade schien Vielen besonders glanzvoll, weil die Sudanneger, welche der Kommandant Marchand aus Afrika mitgeführt, an ihr theilnahmen. Diese Neger sind die Helden des Tages. Das Publikum, das sie am Bahnhofe empfing, überschüttete sie mit Liebkosungen, und eine corpulente Dame, deren Lieblingscouleur das Schwarz zu sein scheint, umarmte einen langen Neger, welcher die europäische Höflichkeit vielleicht etwas erdrückend fand. Es ist wahrscheinlich, daß die meisten dieser Enthusiasten im Grunde ihres Herzens antirevisionistisch waren. Für die „Intellektuellen" hatten sie sicherlich wenig Sympathien. Sie haben einen gerechten Haß gegen alle „Verräther". Aber dabei übersehen sie ganz, daß auch diese muskulösen Schwarzen im Grunde nur Verräther sind — Verräther, die ihre schwarzen Brüder verrathen haben, Verräther, die um klingenden Lohn sich den weißen Eindringlingen verkauft haben — schwarze Verräther, die alle Begeisterung nicht weiß waschen kann!

Der Kommandant Marchand hatte den Sudanesen im Inneren Afrikas versprochen, ihnen Paris zu zeigen. Die Regierung, ein wenig verstimmt über diesen Helden, dessen bescheidenes Heldenthum seit mehreren Wochen auf zahllosen Banketten sich etwas redselig äußerte, hatte das Versprechen einlösen, aber den Besuch der Neger in Paris auf eine möglichst kurze Frist beschränken wollen. Da man die schwarzen Gäste am Abend des Nationalfestes nicht durch die überfüllten Straßen und in den Fettmuult der Boulevards führen wollte, hat man sie auf einem Dampfer die Seine hinunterfahren lassen und ihnen vom Wasser aus die Illumination gezeigt. Die guten Schwarzen waren nicht sehr begeistert, sie verlangten, das „große Dorf" in der Nähe zu sehen. Man führt sie heute in offenen Wagen zu allen Sehenswürdigkeiten des „großen Dorfes". Auch das dürfte ihren inneren Wünschen nicht entsprechen. Sie träumen von der korpulenten Dame, die sich ihnen am Bahnhof so verheißungsvoll genähert, und ihre Blicke verweilen zerstreut und verständnißlos auf den berühmten Särgen, die man ihnen im Pantheon zeigt.

Diese armen Sudanesen sind der einzige schwarze Punkt in dem heiteren Bilde des gestrigen Tages. Sie sind die Einzigen, die Grund haben, unzufrieden zu sein. Alle Anderen sind zufrieden oder sie heucheln wenigstens Zufriedenheit — die Nationalisten, weil man die Armee gefeiert und sogar an einigen Stellen den großen Déroulède mit Hochrufen begrüßt hat (wenn auch nicht, wie der „Soir" schreibt, „200,000 Pariser" Déroulède begrüßt haben, sondern höchstens 200) — das Publikum, weil das Schauspiel farbenfroh und das Wetter schön war — die Regierung und der Präsident der Republik, weil die Ordnung nirgends gestört wurde.

Zwischen den Rufen „Es lebe die Armee!" hat man auch die Rufe „Es lebe die Republik!" und „Es lebe Loubet!" gehört. Niemand hat gewagt, „Nieder mit Loubet!" zu schreien. Auch am Abend verlief auf den heißbunstigen Boulevards und in den anderen Stadttheilen alles in schönster Harmonie. Vor den Thüren der Weinwirthe wurde, wie immer, getanzt. Wie immer, zeigten zahllose Akrobaten, Kraftmenschen, Schnellmaler und Zauberer auf dem Bürgersteig ihre Künste. Wie immer, bettelten längs der Häuserreihen zahllose Krüppel, Blinde und Taubstumme. Man weiß, daß an diesem Tage „Bettelfreiheit" herrscht. Aber die Bettelei hat, zum Theil infolge der miserablen Armenverwaltung, in den letzten Jahren in Paris so zugenommen, daß man auch an allen anderen Tagen am 14. Juli zu sein glaubt. Paris ähnelt in dieser Beziehung den südlichen Städten.

Nur an einer Stelle habe ich etwas gesehen, was eine „Manifestation" gegen Herrn Loubet sein sollte. Vier noch nicht der Schule entwachsene Knaben saßen vor einem Café und hatten vor sich auf dem Tische einen eingetriebenen, schäbigen Cylinder, an dessen Rand sie eine dreifarbige Kokarde befestigt hatten. Sie hielten den Hut — der an die Heldenthat in Antonii erinnern sollte — an einem Bindfaden und ließen ihn tanzen. Das schien ihnen sehr geistreich und amüsant.

Herr Loubet ist noch nicht populär; er ist populär einstweilen nur in den radikal-republikanischen, entschieden antiklerikalen Kreisen. Aber wann war hier ein Präsident der Republik im ersten Jahre seiner Präsidentschaft wirklich populär? Und es sind noch nie auf einen Präsidenten täglich so viel Verleumdungen und Infamien ausgegossen worden wie auf diesen. Seit einem Monat wirft die „Libre Parole" Herrn Loubet vor, er habe sich während seiner politischen Karriere bereichert. Bald nennt man ihn geizig, bald protzenhaft, bald ist er zu hochfahrend, bald zu simpel-bürgerlich. Dabei sagt Jeder, der mit ihm in Berührung gekommen, daß er ein Mann von ungezwungener Einfachheit, von natürlicher und herzlicher Liebenswürdigkeit sei. Man sollte wirklich über die Thür des Elysée die Worte schreiben, die an so vielen anderen öffentlichen Gebäuden prangen: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!"